

Artikel

Dieter Emeis

Didaktische Aspekte der kirchlichen Erneuerung

In den zehn Jahren seit dem Beginn des II. Vatikanischen Konzils haben sich das Glaubensbewußtsein vieler Christen und das gesamte kirchliche Leben erheblich verändert. Die sachlich zumeist gut fundierten und zeitlich dringlichen Reformen haben aber auch Enttäuschungen mit sich gebracht, weil die einzelnen Gläubigen und kirchlichen Gemeinden nur ungenügend dafür motiviert waren. Die grundsätzliche Veränderungsbereitschaft in der Kirche darf nicht nur dekretiert werden, sondern es müssen die theologischen Gründe dafür einsichtig gemacht und die lernpsychologischen und didaktischen Aspekte berücksichtigt werden. red

Die kirchliche
Erneuerung als
Lernprozeß

Das II. Vatikanum sieht in der Erneuerung der Kirche vor allem ein Werk des Geistes. Dieser verjüngt und erneuert als ihr innerstes Lebensprinzip die Kirche¹. Unter diesem ekklesiologischen Aspekt ist die Erneuerung der Kirche ein Glaubensgeheimnis, ein Geschehen, über das der Mensch nicht verfügen kann, das die Kirche vielmehr erbiten und geöffnet erwarten muß. Zugleich spricht das II. Vatikanum von der Erneuerung der Kirche wie von einer Aufgabe, die die Kirche auch aktiv anzugehen hat². Die Kirche, die sowohl heilig als auch der Reinigung bedürftig ist, muß immerfort den Weg der Buße und Erneuerung gehen. Wenn diese Aufgabe im folgenden unter didaktischen Aspekten bedacht und so mit dem Begriff des Lernens in Verbindung gebracht wird, so ist zunächst zu verdeutlichen, welche Vorgänge hier — im Unterschied zum alltäglichen Sprachgebrauch — als Lernprozesse bezeichnet werden.

In den sonst recht unterschiedlichen Lerntheorien versteht man übereinstimmend unter einem Lernen eine relativ permanente Veränderung im Verhalten aufgrund vorausgegangener Erfahrungen³. Beim Lernen geht es also nicht nur, ja nicht einmal zuerst um Vorgänge des Kenntnis- oder Wissenserwerbes. Alle Veränderungen in Verhalten, Einstellung und Umgang mit Mitmenschen, Problemen und Sachen gelten als Lernvorgänge, wobei der Neuerwerb einer Kenntnis nur begrenzt als Lernen angesehen wird, wenn sich die Kenntnis nicht in einer Verhaltensänderung auswirkt.

¹ Siehe z. B. *Lumen Gentium* 7–9.

² Siehe z. B. das Dekret über den Ökumenismus 4.

³ Vgl. K. Foppa, Stichwort „Lernen und Lerntheorien“, in: *Handbuch pädagogischer Grundbegriffe*, hrsg. von J. Speck und G. Wehle, Bd. II, München 1970, 37.

Veränderungen als Folge von Erfahrungen

Zweifellos geht es bei der kirchlichen Erneuerung um *Veränderungen*. Die Kirche muß und will sich verändern. Sie gesteht zu, daß sie so, wie sie gegenwärtig lebt, ihrem Auftrag nicht so entspricht, wie sie es sollte. Vorausgegangen sind dem Ruf nach kirchlicher Erneuerung *Erfahrungen*, näherhin Erfahrungen, die man ganz grob in zwei unterschiedlichen Kategorien zusammenfassen kann. Einmal macht die Kirche, die sich dem Anspruch des Evangeliums offen stellt, die Erfahrung, daß sie auch eine Kirche von Sündern und als solche der Umkehr bedürftig bleibt. Hier ist die Erfahrung der Kluft zwischen dem Wort, unter dem die Kirche steht, und ihrem faktischen Leben der Grund von Veränderungen. Eine andere Gruppe von Erfahrungen ergibt sich im Bezugsfeld zwischen Kirche und Welt. Die Kirche hat sich auf die Welt des Menschen zu beziehen und in diese hinein das Zeugnis des Wortes und des Lebens auszurichten. Hier macht die Kirche die Erfahrung, daß sie ihren Auftrag angesichts einer anders gewordenen und sich ständig weiter ändernden Welt mit ihren überkommenen Worten und Lebensformen nur sehr begrenzt erfüllen kann. Auch wenn es hier nicht um Umkehr im spirituellen Sinn geht, so sind doch Veränderungen erforderlich, um das Evangelium in die gegenwärtigen Chancen und Nöte der Menschenwelt hinein verständlich und wirksam zu machen. Beide Kategorien von Erfahrungen und Veränderungsprozessen werden sich in der Praxis vielfältig überschneiden, lassen sich aber theoretisch voneinander abheben. In jedem Falle kann die kirchliche Erneuerung als ein Vorgang angesehen werden, auf den die allgemeine Beschreibung menschlichen Lernens zutrifft. Dies aber führt zu der Vermutung, daß bei der kirchlichen Erneuerung didaktische Aspekte zu beachten sind und möglicherweise die Erfolglosigkeit mancher Bemühung u. a. im Übersehen dieser Aspekte ihren Grund hat.

Didaktisches Denken ist dadurch gekennzeichnet, daß es seine Zielvorstellungen für einen menschlichen Lernprozeß nicht nur von der für den jeweiligen Fachbereich zuständigen Fachwissenschaft — z. B. Germanistik, Politologie, Zoologie usw. — bezieht, sondern zusätzlich zwei Faktorengruppen mitberücksichtigt: 1. die allgemeinen Bedingungen menschlichen Lernens und 2. die anthropogenen und soziokulturellen Voraussetzungen in der konkreten Lernsituation. Ein Blick in die gegenwärtige Literatur zur Kirchenreform zeigt, wie stark die dort formulierten Ziele den Stempel der Fachwissenschaften — sei es Dogmatik, Liturgie, Exegese, Moraltheologie usw. — tragen, daneben aber nicht oder doch zuwenig gefragt wird, unter welchen Bedingungen

sich das Denken und Verhalten in den Gemeinden in Richtung dieser Ziele verändern kann, wie sich dabei die bisherige Lebensgeschichte eines einzelnen Menschen oder die gemeinsame Situation in einem Dorf hindernd oder förderlich auswirken wird, welches kulturelle Niveau erforderlich ist, um ein Anliegen überhaupt zu begreifen, usw. Daß sich bei der Beachtung von Fragen dieser Art bedeutsame Hinweise für die pastorale Praxis gewinnen lassen, soll im folgenden an zwei didaktischen Elementen, und zwar an Fragen der Motivation und der Identität, exemplarisch gezeigt werden.

I. Die Bedeutung der Motivation

1. Die Motivation als unabdingbare Voraussetzung des Lernens – Ungenügen und neue Bedürfnisse

Jeder Lernprozeß entsteht aus einer Bedürfnislage, einem Beweggrund⁴. Dem Lernen geht voraus das Erlebnis einer inneren Spannung, die Erfahrung, einem Problem mit den bisherigen Verhaltensmustern nicht mehr gewachsen zu sein, eine Entwicklung mit den bisher gewonnenen Einsichten nicht mehr mitvollziehen zu können oder einem Menschen mit der bisher ihm gegenüber eingenommenen Haltung nicht mehr gerecht zu werden⁵. Das Lernen kann von daher mit A. Mitscherlich als eine Suchbewegung verstanden werden. Sie geht hervor aus der Erfahrung einer Disharmonie zwischen dem eigenen Verhalten und der Realität, aus dem Erlebnis einer störenden Unangepaßtheit an die Welt, aus einem Konflikt zwischen der bisherigen psychischen Einstellung und einer neuen Situation. Eine für didaktische Gesichtspunkte aufmerksame Pastoral der kirchlichen Erneuerung muß sich in diesem Zusammenhang zunächst zwei Fragen stellen. Die erste betrifft die grundsätzliche Bereitschaft zu Veränderungen im Glaubensverständnis oder im kirchlichen Leben. Die andere Frage ist angesichts einer konkreten Reform zu stellen: Ob bei vorhandener grundsätzlicher Veränderungsbereitschaft auch eine Motivation vorhanden ist, sich auf die jeweilige Reformmaßnahme durch Umlernen oder Hinzulernen einzulassen.

2. Die Motivation grundsätzlicher Veränderungsbereitschaft in der Kirche

Zunächst zur grundsätzlichen Veränderungsbereitschaft in der Kirche. Diese kann auf verschiedene Weise blockiert sein. Im Bereich der Spiritualität kann es geschehen, daß man die bleibende Kluft zwischen dem Anspruch des Evangeliums und der Realität des kirchlichen Lebens nicht mehr sieht oder sich damit abfindet, z. B. durch eine Darstellung christlichen Lebens im Raster von Ge- und Verboten, die man durchaus beachten kann und die zu beachten genügen

⁴ Vgl. zum Gesamtkomplex der Motivation H. Thomae (Hrsg.), *Handbuch der Psychologie* in 12 Bdn., Bd. II: Allgemeine Psychologie: Motivation, Göttingen 1965.

⁵ Vgl. W. Correl, *Lernpsychologie*, Donauwörth 101970, 58; H.-D. Bastian, *Theologie der Frage*, München 1969, 49 f.

Besitz des Glaubens
oder Glaubensleben?

soll. Dauernde Veränderungsbereitschaft ist hier nur von einer Spiritualität zu erwarten, die sich des eschatologischen, uneinholbaren, aber dennoch verbindlichen Anspruchs des Evangeliums bewußt ist und so die Suchbewegung im Wachstum auf den „neuen“ Menschen hin durchhält. Eine ähnliche Haltung ist nach W. Bless⁶ für ein offenes Glaubensverständnis erforderlich. Meint der Mensch, die Wahrheiten des Glaubens in Formulierungen zu besitzen, so muß dies zu einer Erstarrung führen, die ein echtes Glaubensleben verhindert. In dieser Haltung gibt es kein Motiv zum Fragen und Suchen, sondern nur Motive zum Festhalten. Bless stellt demgegenüber pointiert heraus, daß die Kirche die Wahrheiten des Glaubens nicht besitzt, sondern glaubt. Dieses Glauben aber ist ein Weg, den jede Generation – im Anschluß an die vor ihr glaubenden Generationen und orientiert an ihren Aussagen – immer erst wieder gehen muß, und auf diesem Wege wächst die Kirche in ihre Wahrheiten hinein. Nur in einer solchen Haltung, in der der Glaubende die Geheimnisse des Heiles vor sich sieht und seine Glaubensgeschichte als ein Hineingehen in diese Geheimnisse versteht, können Motivationen zum Lernen im Glauben erkannt und wirksam werden. An diesen Beispielen wird unmittelbar einsichtig, daß das didaktische Element der Motivation auch theologische Dimensionen hat. Dies gilt auch für eine andere beobachtbare Gruppe von Lernbarrieren. Es gibt in Verbindung mit dem Bild von der Gründung der Kirche auf dem Felsen Petri Einstellungen, in denen auf sehr undifferenzierte Weise der Auftrag der Kirche eben darin gesehen wird, sich nicht zu ändern, sondern inmitten der vielfältigen Wandlungen unserer Geschichte die eine zuverlässige, stabile Größe zu bleiben, die sich morgen noch so darbietet wie gestern und heute. In die Nähe dieser Einstellung gehört der Stolz auf eine Kirche, die in Jahrhunderten denkt und, gestützt auf den in ihr wirksamen Geist, dem jeweiligen Zeitgeist entgegenzutreten hat. Oft ist diese Einstellung zudem verbunden mit der Vorstellung eines kirchlichen Lebens, das sich eben dadurch rein zu halten habe, daß es sich möglichst wenig auf die Welt und ihr Denken einläßt. Sehr banal wirken sich derartige Grundhaltungen etwa darin aus, daß auftretende Disharmonien zwischen der Kirche und ihrem geschichtlichen Lebensraum nur so verstanden werden, daß sich das allgemeine Denken und die allgemeinen Verhältnisse ändern müssen, keineswegs aber das kirchliche Denken und Leben⁷.

Die Kirche als einzige
stabile Größe?

⁶ W. Bless – D. Emeis, *Befreiender Glaube*, Freiburg 1971, 31–37.

⁷ J. Ratzinger stellte in einer Vorlesung „Rückblick auf das Konzil“ im Wintersemester 1965/66 deutlich heraus, daß der von der Person Johannes' XXIII. ausgehende Erneuerungsimpuls in der Freiheit dieses Papstes begründet war,

Bei all den damit nur angedeuteten Grundeinstellungen muß man nicht nur mit fehlenden positiven Motivationen, sondern darüber hinaus mit hartnäckig wirksamen negativen Motivationen gegenüber Veränderungen in der Kirche rechnen.

Kontinuum und Reform

Diese Haltungen sind darum so außerordentlich schwer aufzubrechen, weil sie sich auf die theologisch voll berechnete und im II. Vatikanum hervorgehobene Aussage berufen können, daß die Reform der Kirche vor allem in einem Kontinuum gründet, in der Treue zu ihrem Herrn, der derselbe ist gestern, heute und in Ewigkeit⁸. Daß angesichts dieses Postulates Veränderungen im Glaubensverständnis und in den Lebensformen der Kirche nicht nur erlaubt, sondern auch geboten sein können, wird nur in einem für viele ungewohnten differenzierenden Denken einsichtig. Manche Gespräche mit Erwachsenen lassen erkennen, daß sie zwar in den letzten Jahren die eine oder andere Reformmaßnahme sich haben gefallen lassen, aber in ihrer Grundhaltung doch nicht für eine Kirchenreform motiviert sind. Daraus ergibt sich die positiv zu formulierende Forderung, an Einzelreformen die drei Grundhaltungen zu vermitteln, die für jede kirchliche Veränderungsbereitschaft fundamental sind:

1. Die Kirche bleibt der dauernden Umkehr bedürftig, weil sie auf dem Wege bleibt, das zu werden, was sie ist: der Leib Christi.
2. Die Kirche ist im Verhältnis zu ihren Wahrheiten eine glaubende Kirche, die ihre Tradition erst immer wieder einholen muß und im Hineingehen in die Geheimnisse des Heiles dem kommenden Herrn entgegengeht.
3. Die Kirche ist eine Gemeinschaft von Gläubigen, die in der Geschichte lebt, ihre Aufgaben in ihrer Zeit erst immer wieder erkennen und die dem Evangelium und ihrer Zeit entsprechende Lebensform erst immer wieder suchen muß. Alle diese Elemente treffen sich in einem Verständnis des Glaubens als eines Prozesses, eines lebendigen Gehorsams, eines Suchens, das zwar auf ein Grundwort der Verheißung vertraut und das einmal gelegte Fundament nicht verläßt, aber eben in diesem Vertrauen und in dieser Gründung auf dem Wege ist. Für ein solches Grundverständnis des Glaubens sind Konflikte, Disharmonien, Erfahrungen der Unangepaßtheit usw. nicht Überraschungen, die es zu ver-

nicht am Mittelalter als Idealtypus kirchlicher Situation festzuhalten und von daher die folgende Neuzeit nur als Abfall und Zerfall zu deuten; Johannes XXIII. habe zu einer freudigen Bejahung von Gegenwart und Zukunft gefunden, und diese als Auftrag verstanden, die Augen offenzuhalten und sehen zu lernen, wie die göttliche Vorsehung noch immer in der Geschichte wirksam ist.

⁸ Siehe Dekret über den Ökumenismus 6.

drängen gilt, sondern Motivationen zum Lernen im Glauben.

3. Die Frage
der Motivation
angesichts konkreter
Reformmaßnahmen

Auch bei grundsätzlicher kirchlicher Veränderungsbereitschaft muß bei der Einführung konkreter Reformen gefragt werden, ob die Gläubigen für die jeweils ihnen zugemutete Änderung ausreichend motiviert sind. Es muß geprüft werden, ob die Gläubigen die Spannung, die diese Reform zu lösen sucht, erfahren haben, so daß in ihnen der Wunsch lebendig sein kann, ihr Verhalten in der vorgeschlagenen Weise zu ändern. Dies ist keinesfalls selbstverständlich, weil viele Reformmaßnahmen auch heute nicht durch ein Bedürfnis in der Breite des Kirchenvolkes initiiert werden, sondern durch aktive Minderheiten. Diese sind es in der Regel, die sich aufgrund einer außerordentlichen Fragefähigkeit und durch oft nur von ihnen gemachte Erfahrungen eines Problems bewußt werden und auf entsprechende Problemlösungen drängen. Umgekehrt muß man überall dort, wo christliche Gemeinden die u. a. von van de Pol beschriebenen Verhaltensweisen der Konventionalität⁹ zeigen, damit rechnen, daß die Selbstverständlichkeit des Gewohnten die Erfahrung der Problematik dieses Gewohnten verhindert. Ein eklatantes Beispiel ist der gar nicht mehr so neue Versuch, die Form der Feierlichkeit bei der ersten Teilnahme der Kinder an der ganzen Feier der Eucharistie unterschiedener auf die Bedürfnisse der Kinder auszurichten. Die um diese Reform vielerorts noch andauernden Kämpfe sind vor allem darum so schwer, weil vielen Eltern die Disharmonie zwischen den Intentionen der Einführung der Kinder in die Eucharistie und der Form des konventionellen Weißen Sonntags nicht bewußt ist. Es fehlt nicht nur die Motivation für Veränderungen, darüber hinaus ist die Konvention im entgegengesetzten Sinn, nämlich im Sinn des Festhaltens am Gewohnten wirksam. In solchen Situationen ist es unter didaktischem Aspekt verfehlt, auf eine Änderung zu drängen, ohne zunächst Motive zu vermitteln, die für eine Änderung aufgeschlossen machen.

Selbstverständlichkeit
des Gewohnten
(z. B. Erstkommunion)

Ein anderes, sehr einfaches Beispiel mag zeigen, daß die manchen Änderungen vorausgehenden Erfahrungen vielen gar nicht ohne weiteres zugänglich sind. Zur Einführung der ökumenischen Fassung einiger liturgischer Texte führte das Bedürfnis, für das gemeinsame Gebet und Bekenntnis auch gemeinsame Formen zu haben. Diese Motivation darf aber nur bei einer kleinen Minderheit unserer Gemeinden vorausgesetzt werden, die in einer grundsätzlichen ökume-

Fehlende Erfahrungen
und mangelndes
Problembewußtsein

⁹ W. H. van de Pol, Das Ende des konventionellen Christentums, Freiburg 1967, 35–48. Vgl. auch H.-D. Bastian, a. a. O. Kap. V: Zur Hermeneutik der Frage: Die Macht der Gewohnheit, 67–89.

nischen Intention auch schon das Fehlen gemeinsamer Gebets- und Bekenntnisformen erfahren hat. Beispiele dieser Art ließen sich beliebig vermehren. Zusammenfassend ergibt sich aus der Bedeutung der Motivation für die Bereitschaft, eine bestimmte Änderung mitzuvollziehen, daß zunächst die Disharmonie, das Problem oder die Spannungen erkennbar gemacht werden müssen, die der konkreten Reform zugrunde liegen und die die Gläubigen sich entweder als eigene Erfahrung bewußtmachen oder als Erfahrung anderer vermitteln lassen können. Für die Motivation konkreter Reformmaßnahmen ist es immer optimal und gelegentlich sogar notwendig, die Gläubigen an der Problemwahrnehmung und bei der Suche nach möglichen Lösungen aktiv zu beteiligen.

4. Die Bedeutung der Erfolgsantizipation und der Erfolgserfahrung

Eine besondere Bedeutung für die Motivation hat die sogenannte Erfolgsantizipation. Jeder kann an sich selbst die Erfahrung machen, daß man sich umso bereitwilliger einem Lernen zuwendet, je intensiver der erwartete Erfolg dieses Lernens vorweggenommen wird. Lernpsychologisch wird daher die Motivation als Funktion der Erfolgsantizipation verstanden¹⁰. Correl spricht auch von dem Anspruchsniveau, das als einer unter anderen Faktoren den Motivationshorizont mitbedingt¹¹. Wie stark nun jemand auf ein Lernen hin ansprechbar ist, hängt entscheidend von den bisherigen Lernerfahrungen ab. Es wird jeweils die Summe bisheriger Erfahrungen als Erwartung in die Zukunft projiziert. Erfolge lassen weitere Erfolge erwarten, während Mißerfolge die Resignation nahe legen. Um bei der didaktischen Begleitung von Lernprozessen das Anspruchsniveau nicht nur nicht zu verderben, sondern anzuheben, sind zwei Elemente zu beachten. Einmal muß der antizipierte Erfolg realistisch sein. Zum anderen muß der Erfolg erfahrbar, bewußt werden, um als Stimulans zu weiteren Schritten wirksam zu werden.

Daß auf beide Elemente bei der kirchlichen Erneuerung seit dem II. Vatikanum nicht ausreichend geachtet wurde, ist vermutlich u. a. ein Grund für die Ermüderscheinungen in einigen Bereichen des kirchlichen Lebens. Es dürfte unschwer zu belegen sein, daß manche Erfolgsantizipationen (z. B. hinsichtlich der Aktivierung der kirchlichen Basis für die Synode der Bistümer der BRD) einfach nicht realistisch angesetzt waren und entsprechende Enttäuschungen zur Folge haben mußten, die nun weitere Bemühungen hemmen. Dies gilt nicht zuletzt für die von

¹⁰ W. Correl, a. a. O. 74 f.

¹¹ Ebd. 60.

Frustrationen durch unrealisierbare Zielvorstellungen

Überhastete Errichtung von Pfarrgemeinderäten

Erfolge und Fortschritte bewußt machen

manchen Priestern zunächst mit großem Elan intendierte Reform der Gemeinde als Subjekt kirchlichen Lebens. So war es sicher notwendig, daß O. Schreuder auf die utopischen Züge der brüderlichen Gemeinde als *des* pastoralen Gemeindemodells schlechthin hinwies und in diesem Zusammenhang grundsätzlich hervorhob, wie gefährlich, weil frustrierend unrealisierbare Zielvorstellungen sind¹². Charakteristisch für eine neue, ernüchterte, aber nicht entmutigte Haltung ist der Titel, den Kugler seinen Überlegungen über die Chancen der Ortsgemeinde gab: Zwischen Resignation und Utopie¹³. Sowenig die Theorie auf utopische Vorstellungen verzichten kann, und zwar nicht zuletzt der Praxis wegen, die zu leicht in der Gefahr ist, sich im demnächst Erreichbaren oder gar schon Erreichten zu beruhigen, so sehr muß die pastorale Praxis – von der Utopie ständig stimuliert – Veränderungen auf Ziele hin in Schritten konzipieren, die möglich sind und bei denen auch Erfolgserlebnisse gemacht werden können. Wie verfehlt es – um nur noch ein Beispiel zu nennen – in einigen Gemeinden war, sich ohne geduldige, bescheidenere Schritte der Vorbereitung von Klerus und Gemeinden in eine manchmal überhastete Errichtung von Pfarrgemeinderäten zu stürzen, zeigen die leider nicht seltenen Enttäuschungen sowohl bei Priestern als auch bei Pfarrgemeinderäten. Hier sind wesentliche Erkenntnisse der allgemeinen Didaktik über Veränderungsprozesse und ihre Motivation in z. T. sträflicher Form unbeachtet geblieben.

Doch auch dort, wo es zu Erfolgen im kirchlichen Um- und Hinzulernen kam – u. a. auch im Zusammenhang mit der Arbeit von Pfarrgemeinderäten –, werden diese dadurch oft nur begrenzt als Motive zu weiteren Schritten wirksam, weil die Erfolge nicht erfahrbar, nicht bewußt gemacht werden. Es gibt die weitverbreitete Haltung, nur nach vorne, nur auf weitere Ziele zu schauen und sich kaum einmal auch den Blick zurück zu gönnen, um so im Vergleich zwischen gestern und heute zu erkennen, daß die Rede von der gegenwärtigen Reform der Kirche eben nicht nur ein Gerede, sondern auch eine Tatsache ist und daß das Erreichte die Frucht einer früheren Veränderungsbereitschaft darstellt. Manche Gesprächsgruppen oder auch Pfarrgemeinderäte bringen sich dadurch um Erfolgchancen, daß man am Ende einer Sitzung oder einer Periode gemeinsamer Arbeit nicht zurückschaut, um den gemeinsam gegangenen Weg zu überblicken, eventuelle Erfolge zu entdecken und in

¹² O. Schreuder – E. Walter – W. Kramny, Gemeindereform – Prozeß an der Basis, Freiburg–Basel–Wien 1970, 24.

¹³ G. Kugler, Zwischen Resignation und Utopie. Die Chancen der Ortsgemeinde, Gütersloh 1971.

der Frage nach den Gründen für die sicher auch immer vorhandenen Mißerfolge auch diese noch für das künftige Lernen fruchtbar zu machen. So banal diese Hinweise erscheinen mögen, so ernst sind die allgemeinen Erfahrungen in Lerngruppen nicht nur von Kindern, sondern auch von Erwachsenen zu nehmen, daß viele nicht in der Lage sind, einen zurückgelegten Weg selbständig zu überschauen und sich Erfolge und Mißerfolge mit ihren Gründen bewußt zu machen. Daher wird der Didaktiker in der Pastoral aufmerksam sein müssen für Situationen, die, bewußtgemacht, Motive für die weiteren Bemühungen um die Erneuerung der Kirche enthalten.

II. Das Problem der Identität des Glaubenden und der Kontinuität des Glaubens

1. Die mit Veränderungsprozessen verbundene Identitätskrise

Ein weiteres für die Veränderungsbereitschaft wichtiges lernpsychologisches Element sei kurz genannt. Im Verlauf des sogenannten Sozialisations- und Enkulturationsprozesses erwirbt der Mensch seine Ich-Identität¹⁴. Wird nun das bisherige Ichbewußtsein beim Aufnehmen neuer Inhalte und durch das Vergleichen mit früheren Erfahrungen verändert, so kommt es dabei zu einer Krise des Selbstwertgefühles. Mit Lernprozessen dieser Art, in denen also starke emotionale Kräfte eine bedeutende, ja oft entscheidende Rolle spielen, haben wir es nicht selten bei der kirchlichen Erneuerung zu tun. Vermutlich wehren sich Menschen nicht selten darum gegen Veränderungen in der Kirche, weil sie sich vor der damit verbundenen Identitätskrise ängstigen. Die Krise des Selbstwertgefühles wird überall dort besonders tiefgreifend und schmerzlich sein und oft zu charakteristischen Abwehrreaktionen führen, wo die kirchliche Erneuerung den Christen als etwas ganz Neues zugemutet wird, ohne daß sie die Chance haben, in diesem Neuen ein auch bisher von ihnen verfolgtes berechtigtes Anliegen wiederzuerkennen. Werden damit noch diffamierende Verzerrungen der Tradition verbunden, um auf diesem Hintergrund das erstrebte Neue umso glanzvoller hervorzuheben, so wird man bei all denen, die auch ihr herkömmliches Glauben als echten Lebenswert erfahren haben, nicht erwarten dürfen, daß sie bereitwillig auf dieses Neue zugehen. Sie müßten nicht nur etwas verleugnen, was sie weder verleugnen wollen noch aufrichtigerweise verleugnen können; darüber hinaus brächten sie sich selbst in eine ihnen unangemessene Krise, insofern sie sich mit den nun herabgesetzten Werten identifiziert hatten.

Hier wird es unausweichlich, an die oben vorgenommene Differenzierung von Änderungen im Sinne der Umkehr

¹⁴ Vgl. — auch zum Folgenden — T. Brocher, Gruppensdynamik und Erwachsenenbildung, Braunschweig 1967, 38–40.

und von Änderungen im Sinne der Adaption an die gewandelte historische Situation zu erinnern und in diesem Zusammenhang auch die theologische Dimension der Identität mitzuberocksichtigen. Ist eine Änderung des Herkommens nicht darum notwendig, weil dieses Herkommen der Bekehrung bedürftig ist, sondern z. B. deshalb, weil es gestern zwar ein gültiger Ausdruck des kirchlichen Heildienstes war, in der heute gewandelten Situation diesen Dienst in dieser Form aber nicht mehr leistet, so kann es für die, die in dem Herkommen ihre Identität gefunden hatten, eine große Hilfe sein, wenn ihr Herkommen in seiner Christlichkeit anerkannt und die Kontinuität des Anliegens in der Reform sichtbar gemacht wird. Nun gibt es aber auch Haltungen und Einstellungen, die sich im Gegensatz zum Evangelium gebildet haben. Ein eklatantes Beispiel wäre das rassistische oder konfessionalistische Vorurteil einer Christengemeinde. Wo dies der Fall ist, ist die Kontinuität mit dem Herkommen aufzugeben. Zugleich aber wird das Leben einer Christengemeinde nur selten so dekadent sein, daß es in ihr nicht auch vom Geiste des Evangeliums Bewahrtes gibt, mit dem die Neuorientierung so verbunden werden kann, daß sie auch als Läuterung einer schon vorhandenen, bisher aber nicht ausreichend zur Wirkung gekommenen Intention sichtbar wird. Auf diese Weise kann auch das Herkommen motivierend für Änderungen wirksam werden. Voraussetzung ist allerdings, daß das christliche Identitätsbewußtsein für Wachstums- und Läuterungskrisen offen ist. Meint ein Christ oder eine christliche Gemeinschaft, das Christsein in einem Sinne geschafft zu haben, daß es nur noch gelte, daran festzuhalten, so wäre dies kein glaubendes, in der Übergabe an den Herrn sich entfaltendes Bewußtsein. Es hätte eine vermessene Identität mit seinem Ziel konstruiert. Andererseits aber sind Christen und christliche Gemeinschaften, die angefangen haben zu glauben, nicht nur berechtigt, sondern auch dazu berufen, diesen Anfang als durchhaltende Verheißung zu verstehen und gerade in diesem Kontinuum nach Impulsen für weiterführende und reinigende Veränderungen — u. a. auch im Identitätsbewußtsein — zu suchen. Für den Glaubenden, der sein Glauben als eine Geschichte mit dem lebendigen Gott versteht, sind Identitätskrisen nicht Katastrophen, denen man ausweichen muß, sondern Chancen zum Wachsen. Obwohl jede Krise auch ihre Gefahren in sich trägt, ist es lernpsychologisch verhängnisvoll und angesichts der Verheißung der bleibenden Nähe des Herrn kleinmütig, den Blick vornehmlich auf diese Gefahren zu fixieren, anstatt dem Evangelium entsprechende und zeitgemäße Veränderungen zu suchen.

2. Die soziale bzw. ekklesiale Dimension der Identität

Auseinanderentwicklung zwischen dem einzelnen Christen und der Glaubensgemeinschaft

Für die pastorale Begleitung von Veränderungen im Identitätsbewußtsein ist ein weiterer Hinweis aus dem Bereich der Gruppendynamik von großer Bedeutung. Wie sich die Ich-Identität durch die Aufnahme von Beziehungen zu anderen Personen und deren Verhalten bildet, so ist auch die Identitätskrise und deren Bewältigung grundsätzlich nicht als „einsames“ Geschehen in einem beziehungslosen Einzelmenschen, sondern im Gegenteil als Krise der einmal aufgenommenen und geordneten, nun aber neu zu orientierenden Beziehungen eines Menschen zu anderen Menschen zu verstehen. Dies gilt auch für die Ich-Identität des Menschen als eines Glaubenden. Das Zum-Glauben-Kommen sowohl eines Heranwachsenden als auch eines Erwachsenen ist immer auch ein Prozeß der Partizipation an glaubenden Menschen. Dieses ekklesiale Element des Glaubens steckt auch in jeder Identitätskrise eines Menschen als Glaubenden, und zwar auf zwei unterschiedliche, in der Praxis allerdings oft miteinander verschränkte Weisen. Einmal kann sich das Glaubensverständnis der Christen durch individuelle Erfahrungen verändern, ohne daß in der Glaubensgemeinschaft, in der der Christ ursprünglich beheimatet ist, entsprechende Veränderungen vor sich gehen. Die Folge ist, daß der Glaubende in der Gemeinschaft nicht mehr die gewohnten Hilfen, Bestätigungen usw. findet und einer Rolle, die ihm möglicherweise in der Zugehörigkeitsgruppe bisher zukam, unsicher wird. Umgekehrt kann diese empfindliche Störung gemeindlicher Bezüge dadurch ausgelöst werden, daß sich in der Gemeinde etwas ändert, ohne daß der einzelne Christ an dem Prozeß ausreichend beteiligt war. Da einerseits die Bindung einzelner Christen an eine Gemeinde und damit deren Mitvollzug gemeindlicher Veränderungsprozesse sehr unterschiedlich ist und andererseits die Christen außer in gemeindlichen Bezügen noch in anderen, wiederum sehr variablen Beziehungsfeldern leben, die u. a. auch Einfluß auf ihr Selbstverständnis im Glauben haben, ist heute damit zu rechnen, daß sehr viele Erwachsene und vor allem auch Jugendliche ihre Bezüge zur Gemeinschaft des Glaubens auf vielfältige Weise wiederholt neuordnen müssen. Hier ist in der Pastoral noch viel aufmerksamer die Grundeinsicht der Gruppendynamik zu beachten, daß der Ausgang einer mit Lernprozessen verbundenen Identitätskrise davon abhängig ist, „in welcher Weise die neue Identität in der Zugehörigkeitsgruppe und in deren Verhältnis zu negativen oder positiven Bezugsgruppen (reference groups) begründet werden kann“¹⁵. Obwohl die Beziehungen innerhalb der Zugehörigkeitsgruppe (also

¹⁵ T. Brocher, a. a. O. 40.

in der Kirche bzw. Gemeinde) und das Außenverhältnis zu anderen Bezugsgruppen (andere Gruppen innerhalb der Kirche, andere Konfessionen, weltanschaulich oder politisch anders orientierte Gruppen) bei der Bildung der neuen Identität gemeinsam wirksam werden, ist es zum Aufbau eines theoretischen Bewußtseins doch sinnvoll, die Bedeutung dieser beiden Elemente getrennt hervorzuheben.

Für die positive Überwindung von Krisen, in die der Christ als Glaubender gerät, ist es notwendig, daß er Gelegenheit findet, Beziehungen zu anderen Mitglaubenden aufzunehmen. Unter gruppendynamischem Aspekt ist die Chance zu sozialen Interaktionen erforderlich, weil der einzelne andere Personen braucht, um in Beziehung zu ihnen seine neue Identität zu finden. Hinzu kommt der Hinweis aus der Lernpsychologie, daß emotionale Spannungen beim Lernen in der Gruppe gemindert werden. Der einzelne wird in der Gemeinschaft freier, weil sie gleichsam die Last der Verantwortung in der Neuorientierung zum Teil mitträgt. Dieser von Festinger, Pepitone und Newcomb De-Individuation genannte Vorgang¹⁶ kann ebenso wie die gruppendynamisch feststellbare Bedeutung interpersonaler Beziehungen für die Identitätsfindung in Verbindung gebracht werden mit der von der Theologie her vertrauten Aussage, daß es die sich im Gespräch aktualisierende Glaubensgemeinschaft ist, der die Verheißung des Herrn gilt, daß seine Wahrheit als Licht für das Leben des Menschen immer wieder aufleuchten wird. Daraus ergibt sich für die pastorale Praxis der kirchlichen Erneuerung, daß sie die Möglichkeit zu interpersonalen Kontakten in Gruppen anbieten muß. Es ist hier nicht möglich, auf eine Typologie kirchlicher Gruppenbildung oder auf das in diesem Zusammenhang besonders interessante Phänomen der sogenannten pastoralen Gesprächsgruppen in Holland einzugehen¹⁷. Es soll nur hervorgehoben werden, daß eine pastorale Praxis, die sich darauf beschränkt, die Gläubigen nur zur sonntäglichen Eucharistie in einer großen Gemeinde zu versammeln, von nicht mehr allgemein gegebenen Voraussetzungen ausgeht oder die „Leistungsfähigkeit“ dieser Großversammlung überschätzt. Wir dürfen heute nicht voraussetzen, daß bei den Gläubigen nach der einmal in der Kindheit erfolgten Anpassung an die große Eucharistiegemeinde diese Beziehung ein für allemal aufgebaut ist und nur noch der sonntäglichen Aktuali-

¹⁶ Siehe die referierende Darstellung bei W. Correl, a. a. O. 121 f.

¹⁷ Zu der Arbeit der pastoralen Gesprächsgruppen in den Niederlanden hat die Kommission „Glaube und Welt“ der Europäischen Föderation für katholische Erwachsenenbildung eine kritische Würdigung vorgelegt, die auf eine Tagung 1970 in St. Pölten zurückgeht und seit dem 1. 2. 1972 als vervielfältigtes Manuskript zur Verfügung steht (Interessenten können sich wenden an Herrn Karl Hürten, D-44 Münster, Bischöfliches Seelsorgeamt).

a) Zu den Beziehungen innerhalb der Zugehörigkeitsgruppe

Angebote von Gruppen schaffen

sierung bedarf. Vielmehr muß diese Beziehung durch vielfältige Störungen hindurch immer wieder neu orientiert bzw. sogar neu aufgebaut werden.

Letzteres kann aber in der Regel nicht allein in der sonntäglichen Großversammlung mit ihren schwachen oder auch gar nicht realisierten sozialen Interaktionen geschehen. Vielmehr müssen die Voraussetzungen für die große eucharistische Versammlung der Gemeinschaft der Glaubenden am Sonntag in kleineren Gruppen auf vielfältige Weise immer erst wieder geschaffen werden. Nur in diesen kleineren Gruppen kann der einzelne Gläubige in der partiellen Identifikation mit anderen Glaubenden und durch sein Aufgenommenwerden durch diese anderen Glaubenden eine Identitätskrise im Glauben auf eine neue Identität als Glied der Glaubensgemeinschaft hin überwinden und so die Glaubensgemeinschaft erfahren, die er dann auch in der Eucharistie feiern kann.

b) Zu den Beziehungen zwischen der Zugehörigkeitsgruppe und negativen oder positiven Bezugsgruppen

Zweifellos hat sich in den Beziehungen der katholischen Kirche zu anderen positiven oder negativen Bezugsgruppen (z. B. politische Parteien, nichtkatholische Konfessionen oder auch im allgemeinen Verhältnis zur „Welt“) in den vergangenen Jahren einiges verändert. Wenn dies tiefgreifende Konsequenzen für das Identitätsbewußtsein von Katholiken hat, so darum, weil zur Identifikation mit einer Zugehörigkeitsgruppe (in unserem Fall der katholischen Kirche) immer auch positive und negative Beziehungen zu anderen Gruppen hinzugehören. Kommt in diese Beziehungen Bewegung, so muß dies auf das bisherige Identitätsbewußtsein zurückwirken. Die Neuorientierung wird dabei nicht zuletzt darum so schwer, weil sie im intellektuellen Bereich ein oft nicht vorhandenes Differenzierungsvermögen voraussetzt und im emotionalen Bereich die Rücknahme von Aggressionen gegenüber negativen und von Sympathien gegenüber positiven Bezugsgruppen erfordert. Hinzu kommt die Tatsache, daß die Einheit der Zugehörigkeitsgruppe umso unproblematischer ist, je entschiedener diese Gruppe sich gegen andere Gruppen abgrenzt, daß aber auch umgekehrt Differenzen innerhalb der Zugehörigkeitsgruppe umso stärkere Sprengkraft erhalten, je schwächer der Zusammenhalt der Gruppe mit der Abwehr von außen drohender Gefahren motiviert wird. Was ergibt sich daraus für die didaktische Begleitung von Veränderungsprozessen im Verhältnis der Kirche zu anderen Gruppen? Zunächst: Beruhte eine negative Abgrenzung auf einer zwar grundsätzlich berechtigten, aber so maßlos überzeichneten Unterscheidung, daß dahinter ein ebenso oder sogar noch stärker begründbarer positiver Bezug zurücktrat, so ist die

Neuordnung der Beziehungen im positiven Sinn ohne eine gezielte Steigerung des Differenzierungsvermögens unmöglich. Wo es von der Sache her nicht begründbar ist, auf einmal nur noch das Verbindende und Gemeinsame mit der anderen Gruppe hervorzuheben, darf man auch unter didaktischen Rücksichten das bleibende Unterscheidende nicht einfach verschweigen, weil ohne dieses weder die Gruppe noch der einzelne als Glied in der Gruppe zur neuen Identität finden kann. Wenn die neue Identität auch nicht mehr gegen die andere Gruppe konstruiert werden darf, so doch im Unterschied zu dieser Gruppe, es sei denn, das die Gruppen Verbindende ist so stark und das sie Unterscheidende von so geringem Gewicht, daß eine Vereinigung zu einer gemeinsamen Gruppe intendiert wird. Um die bei solchen Prozessen erheblichen emotionalen Schwierigkeiten zu überwinden, reicht die Vermittlung intellektueller Einsichten nicht aus. Dazu ist es vielmehr erforderlich, daß personale Kontakte zwischen Gliedern der einen und der anderen Gruppe hergestellt werden. Was die Veränderung von bisher eindeutig positiven Beziehungen zu anderen Gruppen angeht (etwa zu einer politischen Partei), so ist hier im intellektuellen Bereich die Einsicht zu vermitteln, daß das, was uns als Kirche verbindet, nicht so eindeutig in seinen politischen, pädagogischen, wirtschaftlichen usw. Konsequenzen ist, daß das Miteinander im Glauben ein Gegenüber oder gar ein Gegeneinander in anderen, zumindest relativ autonomen Bereichen ausschließen würde. Wiederum aber ist auch hier die emotionale Komponente zu berücksichtigen, die z. B. durch personale Kontakte zu Gruppierungen beachtet werden kann, die mit der bisherigen positiven Bezugsgruppe konkurrierten und dadurch als negative Bezugsgruppen fungierten. Schließlich darf in diesem Zusammenhang das Phänomen innerkirchlicher Gruppenbildung nicht ungenannt bleiben. Nicht selten finden Christen heute eine neue christliche Identität in kirchlichen Zugehörigkeitsgruppen, die ihrerseits ihre Identität in negativen Bezügen zu anderen christlichen Gruppen konstruieren. Das hier auftauchende Problem des innerkirchlichen Ökumenismus kann wahrscheinlich gar nicht ernst genug genommen, im Zusammenhang dieses Themas aber nicht entfaltet werden. Hier sei nur auf zwei damit zusammenhängende didaktische Aufgaben hingewiesen. Zum einen: Will man künftig überhaupt eine Identität des katholischen Christen als katholischen Christen, so muß es möglich sein, unter Berücksichtigung der Hierarchie der Wahrheiten und der Hierarchie der kirchlichen Sendungsanliegen, wenn auch nicht ein für allemal, so doch immer wieder zu einem in

Wort und Tat verbindenden und verbindlichen Ausdruck für das Gemeinsame zu finden, mit dem sich die sonst durchaus sowohl sprachlich (und das heißt auch gedanklich) als auch in ihren Aktionsrichtungen unterschiedlichen Gruppen identifizieren können. Zum anderen: Es müssen Einstellungen und Fertigkeiten gelernt werden, um die unvermeidlichen innerkirchlichen Konflikte so auszutragen, daß es sowohl immer wieder zum Ausdruck des gemeinsamen Verbindenden kommen kann als auch die Variationsbreite des christlich Möglichen und Intendierten sichtbar wird. Daß wir hier für die uns nicht mehr einfach vorgegebene, sondern auch immer wieder zu erwerbende Einheit manches von der profanen Konfliktforschung in und zwischen Gruppen zu lernen haben, ist eine erfreulich sich ausbreitende Einsicht, der, so ist zu hoffen, die entsprechenden Verhaltensweisen folgen können.

III. Ausblick:
Weitere Aufgaben einer
Didaktik und Methodik
der kirchlichen
Erneuerung

Das Gesagte kann und will nicht den Anspruch erheben, schon eine umfassende Skizze einer Didaktik der kirchlichen Erneuerung darzustellen. Das hier Beabsichtigte ist erreicht, wenn an einigen Gesichtspunkten exemplarisch deutlich wurde, daß wir eine solche Didaktik brauchen. Diese muß außer weiteren Gesichtspunkten der allgemeinen Didaktik bzw. Lernpsychologie — z. B. den gruppendynamischen Aspekten der Identität oder der Bedeutung des Exemplarischen oder Fundamentalen — auch die anthropogenen und sozio-kulturellen Voraussetzungen konkreter Veränderungssituationen reflektieren. Darüber hinaus ist noch eine entsprechende Methodik der kirchlichen Erneuerung zu entwickeln, die kritisch darüber nachdenkt, welche Mittel und Wege der Pastoral für das Erreichen bestimmter Ziele effizient und ökonomisch sind. Dabei dürfte — außer der Fragwürdigkeit der gegenwärtig mit großem Aufwand produzierten und verteilten Papiere — sichtbar werden, daß es keine pastoralen Rezepte für alle Situationen, ja nicht einmal Modelle gibt, die ohne Einpassung in konkrete Voraussetzungen übernommen werden können. Erreicht werden kann und muß, daß die Mitarbeiter im pastoralen Dienst ein Sensorium für allgemeine und besondere Voraussetzungen und Verläufe menschlichen Lernens entwickeln und so in die Lage versetzt werden, ihre Seelsorge u. a. auch didaktisch zu konzipieren. Zwar ist die Reform der Kirche als Glaubensgeheimnis nicht so verfügbar und organisierbar wie z. B. Lernprozesse im Bereich der Sprecherziehung. Gleichwohl ist zu erwarten, daß sich bei der Beachtung didaktischer Gesichtspunkte die Bedingungen für die Wirksamkeit des Geistes in der Kirche heute verbessern lassen.